



JENS
SCHUMACHER

DEEP

Gefahr aus der Tiefe

Jens Schumacher

DEEP

GEFAHR AUS DER TIEFE



*Michael Crichton gewidmet –
numquam te obliviscemur*



ISBN 978-3-7855-7512-3

1. Auflage 2013

© 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Umschlagillustration: Markus Lovadina
Umschlaggestaltung: Christian Keller
Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

*Die Massen des Oceans enthalten die größten Gattungen
bekannter Seesäugethiere, und vielleicht bergen sie in
ihren Tiefen noch manche Mollusken und Schaalthiere
von erschrecklichem Aussehen.*

Jules Verne, *Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer*

PROLOG

16 SEEMEILEN VOR DER SÜDKÜSTE JAVAS,
15. SEPTEMBER 2013

Träge dümpelte die *Athos* auf dem Indischen Ozean dahin. Der altersschwache Dieselmotor im Heck des Boots tuckerte heiser und gequält, während schwarze Rußwolken aus einem Rohr an der Seite des Steuerstands in den rotgoldenen Himmel aufstiegen.

Das knapp zwölf Meter lange ehemalige Fischerboot mochte seinen letzten frischen Anstrich vor mindestens zehn Jahren gesehen haben. Hässliche Rostflecken prangten auf der stählernen Außenhülle, wo die ehemals weiße Farbe in tellergroßen Placken abgeplatzt war. Anstatt Feuerlöschern und Rettungsringen zierten leere, wacklige Halterungen Reling und Decksaufbauten.

Die besten Tage der *Athos* lagen lange zurück.

Einzig auf dem Achterdeck ließen sich Anzeichen zeitgemäßer Technik ausmachen. Hier stand, dicht neben einem kleinen Kran, ein hochmoderner, stählerner Apparat von der Größe eines Schreibtischs. Mehrere Videomonitore waren in die schräge Oberfläche eingelassen, darunter befand sich ein Bedienfeld mit spritzwassergeschützten, beleuchteten Tasten und einem klobigen Joystick.

»Verdammt, Tom! Es wird bald dunkel. Hast du immer noch nichts auf dem Schirm?«

Ein schlanker Mann in einem gestreiften T-Shirt trat aus dem Führerhaus und überquerte das mit Salz verkrustete Deck. Die Schirmmütze auf seinem sonnengebleichten Blondschoopf hatte er sich in den Nacken geschoben.

»Wir kreuzen jetzt schon den dritten Tag hier, und dieses Drecksding überträgt nichts als Schneegestöber und ab und zu einen verstörten Rochen.« Mit einer wütenden Handbewegung deutete er auf das Steuerpult.

Thomas Irving, der auf einem Klappstuhl vor der Bedieneinheit des ROV hockte und routiniert den Joystick bediente, drehte müde den Kopf. »Dein Wort in Gottes Gehörgang, Jeff. Aber der Kerl, der dir den Tipp gab, hätte die Position des Wracks ruhig etwas genauer benennen können.« Er nickte in Richtung der glitzernden Wasserfläche ringsum. »Der Meeresboden ist hier so uneben, dass das Sonar leider keine große Hilfe ist. Vielleicht sind wir längst ein Dutzend Mal über den Kahn weggetuckert, ohne es zu merken.«

Sein Partner stemmte die braun gebrannten, sehnigen Arme in die Hüften. »Ein aktives System mit Hydrofon würde viel genauere Ortungen liefern«, beschwerte er sich. »Damit hätten wir die *Sea Spirit* längst gefunden.«

Irving seufzte. »Ich habe dir schon hundertmal gesagt, dass wir kein Geld für ein neues Sonar haben. Die Raten für das ROV sprengen unser Budget jetzt schon, daran brauche ich dich wohl kaum zu erinnern.« Er kralte sich den schwarzen Vollbart. »Wenn ich mich recht erinnere, hieß es, das Wrack läge in zweihundert Metern Tiefe. Mittlerweile ist Spongebobs Kabel fast völlig abgerollt – das bedeutet, zwischen uns und dem Meeresboden befinden sich jetzt etwa vierhundert Meter Wasser.«

Jeff musterte mit griesgrämigem Blick das Stahlseil, das über den Ausleger des Krans ins Wasser führte. »Vielleicht hätten wir gar nicht auf diesen Schwätzer hören sollen. Er hatte mindestens ein halbes Dutzend Whiskys intus, als ihm plötzlich die Sache mit dem gesunkenen Schmugglerboot einfiel.«

Irving zuckte mit den Schultern. »Wenn die Auftragslage mies ist, muss man nach jedem Strohalm greifen. Und du weißt so gut wie ich, *wie* mies unsere Auftragslage zurzeit ist.« Er zwinkerte seinem Partner zu. »Und jetzt hol mir ein Bier und bring uns auf langsame Fahrt. Ich werde Spongebob noch einmal über den Grund gleiten lassen. So können wir das Areal am besten scannen. Uns bleibt noch eine halbe Stunde bis zur Dämmerung.«

Widerwillig marschierte Jeff zur Kühlbox und kam mit zwei Dosen Heineken zurück, von denen er Irving grunzend eine in die Hand drückte.

Irving riss sie auf, nahm einen tiefen Schluck und beobachtete, wie sein Partner dasselbe tat. Gegen seinen Willen musste er schmunzeln. Mit jedem Tag auf See, der seine Haut brauner, sein Haar blonder und seine Augen blauer machte, erinnerte ihn Jeff Rudd mehr an Terence Hill – und nicht nur ihm war diese verblüffende Ähnlichkeit aufgefallen. Seit er und Rudd sich zusammengetan hatten, wurden sie in quasi jedem Hafen, in dem sie anlegten, mit Gelächter und freudigem Winken begrüßt.

An und für sich eine nette Sache, allerdings war sich Irving durchaus bewusst, dass sie den freundlichen Empfang nicht allein Rudds Ähnlichkeit mit Hill verdankten. Ihn selbst konnte man aus der Ferne nämlich genauso leicht mit Hills Filmpartner verwechseln, Bud Spencer. Wie der Kult-Star unzähliger Western- und Prügelstreifen war auch Thomas Irving groß und schwergewichtig, auch den dunklen Vollbart hatten sie gemeinsam.

Gedankenverloren schlürfte Irving sein Bier. Wenn er genauer darüber nachdachte, teilte er noch eine weitere Gemeinsamkeit mit Carlo Pedersoli, wie Spencer eigentlich hieß: Beide waren in jungen Jahren exzellente Schwimmer gewesen, der Italiener im Leistungssport, als Teilnehmer bei den Olympischen Spielen, Irving zunächst als Kampfschwimmer bei der Armee, später als Rettungsschwimmer und schließlich als Bergungstaucher bei einem malaysischen Wracksuchunternehmen namens *Sunken Treasures*.

Ungewollt übermannten Irving die Erinnerungen an seinen letzten Tauchgang, von dem er um ein Haar nicht zurückgekehrt wäre. Jenen Tauchgang, der ihn bewogen hatte, das Tauchen mit dem Lungenautomaten endgültig an den Nagel zu hängen.

Knapp zwei Jahre war es jetzt her, dass er vor der Küste Neuguineas zu einem gesunkenen Frachtschiff getaucht war, um wertvolle Elektronikteile nach oben zu holen. Bereits beim Ab-

stieg auf fünfundzwanzig Meter, wo das Wrack auf einem Riff festsaß, hatte er Probleme mit Atmung und Kreislauf gehabt. Zu diesem Zeitpunkt schob er sie allerdings noch auf die durchzechte Nacht mit Barry Moseley, seinem damaligen Tauchpartner.

Im gewölbten Frachtraum des Schiffes hatte wenig später sein Atemregler einen Defekt und Irving fand sich ohne Luft in der Finsternis wieder – mutterseelenallein.

Trotz jahrelanger Routine war Irving in Panik geraten. So schnell er konnte, schwamm er zur Luke des Frachtraums zurück, doch in der Hektik blieb er mit der Sauerstoffflasche an der schmalen Öffnung hängen. Kostbare Sekunden verstrichen, bis er die Gurte gelöst hatte und endlich wie ein Korken in die Höhe schoss. Längst war der Luftvorrat in seinen Lungen verbraucht. Irving wusste nur zu gut, was er dabei riskierte und wie gefährlich die Taucherkrankheit war, dennoch konnte er die nötigen Dekompressionsstopps nicht mehr einhalten.

Als er die Oberfläche erreichte, glaubte Irving, vor Schmerzen wahnsinnig zu werden: Weil er zu schnell aufgetaucht war, hatten sich in seinem Blut Gasblasen gebildet. Seine Blutgefäße verschlossen sich, er verlor die Kontrolle über seine Gliedmaßen und wurde bewusstlos.

Tage später kam er im Krankenhaus wieder zu sich. Allein der geistesgegenwärtigen Reaktion der Bordcrew hatte er es zu verdanken, dass er überhaupt noch am Leben war. Die Jungs hatten ihn aus dem Wasser gefischt, seine Pumpe mittels Herzmassage wieder zum Schlagen gebracht und ihn mit reinem Sauerstoff versorgt, bis der Rettungshubschrauber eintraf.

Im Nachhinein war Irving entsetzt über seine amateurhafte Reaktion in der Tiefe, und er fragte sich, ob er mit seinen zweiundfünfzig Jahren vielleicht einfach zu alt für solche Abenteuer war. Als sich auch noch herausstellte, dass sein Atemregler ausgefallen war, weil er selbst bei der Wartung des Geräts einen Fehler gemacht hatte, gab ihm das den Rest. Noch am selben Tag kündigte Thomas Irving seinen Job bei *Sunken Treasures*.

Der Dieselmotor im Heck der *Athos* stieß ein protestierendes Fauchen aus. Irving spürte die Vibration unter seiner Sitzfläche, als Jeff das Boot wie befohlen auf langsame Fahrt beschleunigte.

Er warf dem Führerhaus einen dankbaren Blick zu. Jeff war einer von den Guten. Manchmal haperte es ein wenig mit seiner Geduld, dafür war er zuverlässig und selbst mit einem Dutzend Bieren im Schädel noch ein halbwegs erträglicher Gesprächspartner – was Gold wert war, wenn man viel Zeit gemeinsam auf einem engen Bootsdeck verbrachte.

Seit knapp zwei Jahren arbeiteten sie jetzt zusammen. Nach seinem Ausstieg bei *Sunken Treasures* hatte Irving, der dem Meer treu bleiben wollte, seine Ersparnisse zusammengekratzt, um ein eigenes Boot zu finanzieren. Doch das Geld reichte nicht einmal im Ansatz, noch dazu, da er seit der Trennung von seiner Frau jeden Monat Unterhalt für Robbie zahlen musste, seinen zwölfjährigen Sohn.

Etwa zu dieser Zeit lernte er Jeff kennen. Der gebürtige Australier hatte gerade seinen Job als Fährkapitän verloren und spielte ebenfalls mit dem Gedanken, sich selbstständig zu machen. Die beiden legten zusammen und kauften einer indonesischen Großfamilie für einen Witzpreis die *Ning Po* ab, ein klappriges Fischerboot ungeklärten Alters. Nach einigen notdürftigen Reparaturen taufte sie den Kahn in *Athos* um, nach Irvings Kindheitsheld, einem der vier Musketiere aus dem Roman von Alexandre Dumas. Ihre letzten Pennys investierten sie in die erste Rate von »Spongebob«, jenes Geräts, das dafür sorgen sollte, dass Irving nie wieder selbst unter Wasser gehen musste.

Irving zerdrückte die leere Bierdose in der Faust, wie es Bud Spencer in einem seiner Filme fraglos auch gemacht hätte. Mit der anderen Hand justierte er den Steuerhebel des ROV, um den Winkel der drei Unterwasserkameras an die langsam steigende Geschwindigkeit des Boots anzupassen.

ROV stand für *Remotely Operated Vehicle*, in diesem Falle einen ferngesteuerten Tauchroboter der kleinsten Typklasse, hergestellt

von einer japanischen Firma namens Spectex. Irving und Rudd nannten ihn »Spongebob«, wegen seiner Kastenform und den beiden seitlich angebrachten Greifarman. Der Roboter wog rund 80 Kilo und konnte mithilfe eines vertikalen und horizontalen Antriebssystems frei unter Wasser manövrieren, zumindest innerhalb des Radius, den ihm die »Nabelschnur« ließ, das Kabel, welches ihn mit Energie versorgte und über das die Bildinformation nach oben gelangte.

Die Anschaffung des ROV war für die Männer ein Wagnis gewesen, und zu Beginn drohten die Raten für das Hightech-Gerät ihr kleines Unternehmen förmlich aufzufressen. Zum Glück gelang ihnen bereits nach wenigen Wochen ein gewinnbringender Fund, als sie westlich von Sumatra auf eine gesunkene Galeone stießen und mithilfe des Roboters einen knappen Zentner Gold-dublonen ans Tageslicht beförderten. Es folgten weitere Bergungen, darunter antike Töpferwaren, historische Dokumente und erneut Goldmünzen. Nach kurzer Zeit waren sie rings um die indonesischen Inseln als »die Schatzjäger« bekannt, ein Spitzname, der Irving bedeutend besser gefiel als »das Krokodil und sein Nilpferd«.

In den vergangenen Monaten waren die Geschäfte leider zunehmend schleppender gelaufen. Suchaufträge kamen fast gar nicht mehr herein, und was sie auf eigene Faust an Informationen über lohnende Kostbarkeiten unter Wasser aufbrachten, waren selten mehr als dubiose Andeutungen.

Wie jene, der sie heute auf der Spur waren.

In Cilacap, dem Stützpunkt ihres Unternehmens, war Jeff einige Tage zuvor in einer Kneipe mit einem Fremden ins Gespräch gekommen. Dieser hatte ihm von der *Sea Spirit* berichtet, einer Jacht, die ein paar Meilen südlich von Java in Brand geraten und gesunken sei. Angeblich war ihr Bauch vollgestopft mit Schmuggelware – modernste Unterhaltungselektronik, alles in wasserdichten Containern. Unglücklicherweise konnte der Mann die Lage des Wracks nur grob beschreiben, und der

Whisky, der in rauen Mengen seine Kehle hinabfloss, machte seine Aussagen nicht unbedingt vertrauenswürdiger. Trotzdem hatten Rudd und Irving tags darauf beschlossen, der Sache nachzugehen. Die Hoffnung starb bekanntlich zuletzt.

Aus dem Augenwinkel nahm Irving etwas auf dem rechten der drei Monitore wahr, eine glatte, senkrecht aufragende Fläche, nur wenige Meter vom Tauchroboter entfernt. »Maschine stopp!«, brüllte er über die Schulter, während er in seinem Sitz nach vorn fuhr und hektisch am Joystick zu hantieren begann.

Das Rumoren des Dieselmotors verebbte zu einem müden Leerlauftuckern. Wenige Augenblicke später war Jeff an seiner Seite. »Was gibt's? Sag bloß, du hast endlich was gefunden?«

»Ich weiß nicht.« Konzentriert schaltete Irving von einer Kamera zur nächsten, ließ jede im 180-Grad-Winkel umherschwenken. Die Bilder, die sie aus der Tiefe übertrugen, waren schwarz-weiß und verwaschen, trotz der starken Scheinwerfer, mit denen Spongebob ausgestattet war. »Ich dachte, ich hätte was gesehen. Etwas Großes, Glattes. Möglicherweise eine Bordwand.«

»Ein Boot? Die *Sea Spirit*?«

»Ich sage doch, ich konnte nichts Genaueres erkennen. Vielleicht war es auch der Meeresgrund. In dieser Region kann der Boden die ungewöhnlichsten Formationen ...«

»*Da!* Verflucht, was ist das?« Rudd deutete auf den Monitor der Kamera.

Irving stoppte die Schwenkbewegung, justierte die Schärfe – und riss ungläubig die Augen auf.

Nur wenige Meter vom Tauchroboter entfernt türmte sich eine riesenhafte, dunkelgraue Masse auf. Ihre Oberfläche war leicht gewölbt und rau, von einer dicken Schicht Muscheln und Algen überwuchert. Zahllose schwebende Kleinstlebewesen und das ständige Bildrauschen ließen nur grobe Umrisse erkennen, dennoch war deutlich, dass der Fund mindestens sechs Meter vom Meeresgrund aufragte und sich außerhalb des Lichtkreises noch beträchtlich fortzusetzen schien.

»Heilige Muttergottes«, stieß Irving hervor. »Das Ding ist ja riesig!«

»Was ist das?«, wiederholte Rudd und beugte sich vor, bis seine Nasenspitze fast den Monitor berührte. »Verdammt, Tom! Bekommst du das nicht schärfer?«

»Ich versuch's.« Mit angehaltenem Atem werkelte Irving an den Kontrollen. Er ließ den Tauchroboter vorwärtsgleiten und justierte die beiden äußeren Scheinwerfer so, dass sie einen breiteren Bereich ausleuchteten. Dann betätigte er erneut das Rädchen für die Bildschärfe.

»Da sind Bullaugen«, zischte Rudd neben seinem Ohr. »Eine waagerechte Reihe schwarzer Öffnungen ...«

Irving steuerte den Roboter an der unerklärlichen Erscheinung entlang und ließ ihn langsam an Höhe gewinnen. Die Übertragungsqualität war nach wie vor mäßig, das Bild verschwommen und grobkörnig wie eine Fernsehübertragung aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

»So ein Schiff hab ich noch nie gesehen«, murmelte Rudd, der sich die Matrosenkappe vom Kopf gezogen hatte und sie mit nervösen Händen knetete. »Was meinst du, wie groß es ist?«

»Keine Ahnung. Spongy Scheinwerfer haben einen Radius von acht, höchstens zehn Metern. Das Ding scheint dahinter noch endlos weiterzugehen. Schau dir das an!«

Der Roboter hatte den oberen Rand der grauen Wand erreicht und glitt über ein flaches, leicht schräg geneigtes Deck. Es war mit einer dicken Schicht aus Muscheln, lebendem Gestein und Sand bedeckt, dennoch war zu erahnen, dass es aus Metall bestand.

Irving richtete die Frontkamera neu aus und ließ den Tauchroboter der Länge nach über das Deck gleiten. Ein handtellergroßer, nahezu farbloser Krebs beeilte sich, dem Lichtkreis der Strahler zu entkommen. Davon abgesehen war die Szenerie so leblos, dass sie auch von der Oberfläche eines fernen Planeten hätte stammen können.

Sekunden später kam ein Umriss in Sicht, den Rudd trotz des entstellenden Algenbewuchses erkannte.

»Du liebe Kacke, das ist ein Geschütz. Eine Kanone, Tom!«

Ein weiterer Schemen tauchte im Licht der Scheinwerfer auf. Er war größer und massiger, eine Art Turm, der sich mehrere Meter über das restliche Deck erhob.

»Ein U-Boot«, stieß Irving hervor. »Kein Zweifel: Wir haben ein gottverdammtes U-Boot gefunden, Jeff!«

»Ein U-Boot?« Rudd steckte die zerkrantschte Kappe in seinen Gürtel und legte die Stirn in Falten. »Wo sollte denn hier ein U-Boot herkommen? Von einem gesunkenen U-Boot vor der Küste Javas habe ich noch nie gehört.«

»So wie dieses Ding aussieht, muss es schon eine ganze Weile dort unten liegen«, gab Irving zu bedenken. »Möglicherweise richtig lange!« Er steuerte den Roboter dichter an den Turm. »Da ist eine Art Beschriftung ... schwarze Buchstaben, da unter den Steinkorallen. Kannst du entziffern, was da steht?«

Rudd kniff die Augen zusammen. »Der erste Buchstabe scheint ein U zu sein. Dann folgen Zahlen: eins ... acht ... Nein, warte, das ist eine Neun. Und dann noch eine Sechs. U-196?«

Irving stieß die angehaltene Luft zischend zwischen den Zähnen hervor. »Bezeichnungen mit U trugen deutsche Unterseeboote zur Zeit des Zweiten Weltkriegs.«

»Du meinst ...?« Rudds Augen weiteten sich.

Irving nickte ehrfürchtig. »Soweit ich weiß, gingen in den letzten Kriegsjahren etliche deutsche U-Boote verschollen. Sie wurden von den Alliierten versenkt, ohne dass jemand Aufzeichnungen darüber gemacht hat, oder sie sanken einfach irgendwo, aus irgendwelchen unbekanntem Gründen.« Er fixierte den Monitor mit zusammengekniffenen Augen. »Wenn die U-196 eines davon sein sollte, haben wir vielleicht einen ganz großen Fang gemacht.«

Jeff sah ihn dümmlich an. »Wieso? Dieses Ding kriegen wir mit unserem mickrigen Roboter doch nie gehoben. Und herausho-

len können wir auch nichts, der Kasten wirkt auf den ersten Blick völlig unbeschädigt. Kein Leck, durch das Spongy ...«

»Wer spricht denn von Bergung?«, schnitt ihm Irving das Wort ab. »Dieses Schiff ist ein einzigartiges Zeitzeugnis. Jede Wette, dass man in Deutschland allein für seine exakte Lage ein ordentliches Sümmchen springen lässt!«

»In Deutschland?« Rudd kratzte sich am Kopf. »Wer sollte dort für so eine Information zahlen?«

»Die Regierung oder das Kriegsministerium, falls es da so was gibt ... Was weiß ich?« Irving machte eine hektische Handbewegung in Richtung des Führerhauses. »Markier die Position im GPS, Jeff!«

Rudd ging und tat wie geheißen. Irving steuerte den Tauchroboter unterdessen am Turm des U-Boots vorbei, auf die andere Seite des Rumpfes und wieder ein Stück abwärts. Anschließend ließ er ihn eine Drehung ausführen und strahlte die Backbordseite des gewaltigen Schiffs an.

Jeff hatte recht: Die Außenhaut des Bootes wies äußerlich keinerlei Anzeichen von Schäden auf. Die stählerne Hülle war zwar bis zur Unkenntlichkeit mit Meereslebewesen verkrustet, sah beinahe aus wie ein organisch entstandener Teil des Meeresbodens, Löcher oder Risse wies sie jedoch nicht auf.

Langsam glitt Irving an einer weiteren Reihe von Fenstern vorbei. Die meisten der gläsernen Ovale waren vom Rand her mit Korallen und Muscheln überwuchert, nur in der Mitte gab es noch freie Flächen, eine oder auch mehrere Handflächen groß.

Mit verklärtem Blick verfolgte Irving den Weg des Tauchroboters. Es war allgemein bekannt, dass die Deutschen regelrecht fanatisch waren, was die Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit anging. Irving war sicher, dass aus dieser Sache eine ordentliche Summe herauszuschlagen war. Er und Rudd wären gemachte Männer, möglicherweise würde er Robbie zum ersten Mal seit Jahren ein paar anständige Weihnachtsgeschenke kaufen können! Vielleicht würde das Geld sogar ausreichen, um endlich

das Sorgerecht für den Jungen einzuklagen? Dann würden er und Robbie sich nicht bloß alle vier Wochen für ein paar Tage sehen, sondern ...

Wuschsch!

Keuchend ließ Irving den Joystick los. Was war das gewesen?

Mit zusammengekniffenen Augen schob er seinen Kopf dicht vor den Monitor. Er hatte etwas gesehen, eine Art verstohlenes Huschen. Hinter einer der verkrusteten Scheiben!

»Was gibt's?« Jeff Rudd trat hinter seinen Stuhl und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wieso hast du angehalten?«

Der Roboter war, angetrieben von seinem eigenen Schwung, am letzten Bullauge vorbeigeglitten und stehen geblieben. Die Kamera zeigte nur noch ein Stück der schmucklosen, gewölbten Bordwand.

Irving machte sich von Neuem am Kontrollhebel zu schaffen. Das ROV wendete.

»Was ist denn los, Mann? Hast du 'ne Ladung Goldbarren entdeckt?« Rudds Stimme klang mit einem Mal sehr interessiert.

»Da war was! Ich habe gesehen, wie sich hinter einem der Fenster etwas bewegt hat.«

Rudd zuckte mit den Schultern. »Und wenn? Wird ein Fisch gewesen sein. Selbst wenn äußerlich keine Beschädigungen zu erkennen sind, steht das Boot ohne Zweifel voll Wasser. Kein Druckkörper übersteht so eine lange Zeit in der Tiefe, ohne undicht zu werden. Da drin wimmelt es garantiert vor Viehzeug.«

Irving schüttelte den Kopf, bediente konzentriert den Hebel. »Es sah aber nicht aus wie ein beschissener Fisch, Jeff. Dafür war es zu groß.«

»Wie, zu groß? Was meinst du?«

Statt einer Antwort steuerte Irving den Roboter erneut vor die Reihe von Bullaugen. Aus der Nähe erinnerten sie an Schießscharten, nur dass sie nicht senkrecht in die stählerne Wand eingelassen waren, sondern waagrecht.

Rudd stöhnte genervt. »Es wird gleich dunkel, Tom. Wenn du noch lange dort unten herummurkst ...«

»Da!« Irvings Finger schnellte vor, deutete auf den linken der drei Monitore. »Hast du das gesehen?«

»Nee, hab ich nicht. Was soll da gewesen sein?«

»Etwas hat sich bewegt! Etwas, das die ganze Fläche des Bullauges verdeckt hat. Als ich darauf zugesteuert bin, ist es zur Seite verschwunden.« Irving wischte sich über die Stirn, auf der sich Schweißperlen gebildet hatten. Beim ersten Mal hatte er noch für möglich gehalten, dass ihm die schlechte Bildqualität oder die Reflexionen der untergehenden Sonne auf den Monitoren einen Streich gespielt hatten. Jetzt jedoch war er sich ganz sicher gewesen, etwas hinter dem Fenster gesehen zu haben. Und es war ganz bestimmt kein Fisch gewesen!

Mit angehaltenem Atem steuerte er den Roboter ganz dicht an eine der Scheiben heran.

»Deine Augen sind überreizt, Tom. Seit Tagen starrst du jetzt schon auf diese mickrigen Bildschirme. Kein Wunder, wenn du irgendwann anfängst, Halluzi-«

Rudd verstummte abrupt. Ungläubig startete er auf das Bullauge, das höchstens noch einen Meter von der Kamera des Tauchroboters entfernt war.

Etwas Formloses, Graues klebte von innen an dem algenbewachsenen Glas. Es bedeckte die Fläche des Fensters vollständig, und auch ohne viel Fantasie ließ sich erahnen, dass es jenseits der Scheibe noch weiterging.

»Was zum ...?«, keuchte Rudd.

Als hätte das mysteriöse Objekt seine Worte gehört, löste es sich vom Glas und glitt gedankenschnell zur Seite weg. Übrig blieb nur die finstere Augenhöhle eines U-Boot-Fensters.

Sekundenlang herrschte fassungslose Stille auf dem Deck der *Athos*. Irgendwann holte Thomas Irving tief Luft. »Hast du das gesehen?«

»Bin ja nicht blind, Mann. Was *war* das, verdammte Kacke?«

Irving schwieg lange. Sein Blick blieb auf das Bild der Unterwasserkamera geheftet. »Ich bin kein Meeresbiologe, aber wenn das ein Fisch war, zählt Moby Dick ab sofort zur Gattung der Murmeltiere.«

Neben ihm versuchte Jeff Rudd, den Kloß hinunterzuschlucken, der sich in seinem Hals gebildet hatte. Seine verstörte Miene verriet, dass er dasselbe gesehen hatte wie sein Partner.

Das zerfurchte Objekt auf der anderen Seite des Glases hatte eine erschreckende Ähnlichkeit mit einem von Verwesung und Salzwasser entstellten menschlichen Gesicht gehabt.

BOROBUDUR, 22. SEPTEMBER 2013

Der Tempel war riesig. Das war das Erste, was Henry Wilkins durch den Kopf schoss, als der Land Rover eine Kurve umrundete und sich ihm zum ersten Mal ein Blick auf »das achte Weltwunder« bot, wie sein Reiseführer die berühmte religiöse Besinnungsstätte genannt hatte.

Aus der Ferne erinnerte der Borobudur an eine Festung aus einem aufwendig produzierten Fantasy-Film: In terrassenartigen Stufen reckte sich grauer Stein über eine Breite von mehr als hundert Metern turmhoch in den strahlend blauen Himmel, jede Etage geschmückt mit Vorsprüngen, Spitzen, Portalen und Statuen. Die Vielfalt an Details wirkte auf den ersten Blick chaotisch, ein Meer aus Ecken und Kanten, so weit das Auge reichte.

Der Anblick war zugleich faszinierend und verwirrend. Henry hatte an der Seite seines Vaters, des Anthropologen Dr. Donald Wilkins, schon religiöse Kultstätten auf der ganzen Welt besucht, aber weder die unterirdischen Opfergrotten, die sein Vater in Südafrika entdeckt hatte, noch die lianenüberwucherten Steinhütten, auf die sie vor Jahren im dichten Dschungel des Amazonas gestoßen waren, konnten es mit dem Borobudur aufnehmen. Henry erinnerte sich lediglich an eine einzige Sorte uralter Bauwerke, die *noch* rätselhafter und verstörender, noch Ehrfurcht gebietender auf ihn gewirkt hatten. Aber an die mochte er im Augenblick lieber nicht denken.

Lautes Hupen riss ihn aus seinen Gedanken. »Herrje, nun schaff schon deinen Schrotthaufen von der Straße!«

Henry drehte den Kopf in Richtung Fahrersitz, wo Dr. Pelham sich mit schweißüberströmtem Gesicht mühte, den Jeep ohne größere Beschädigungen durch die endlose Masse aus qualmendem, stinkendem und hupendem Blech zu steuern, die seit ihrem Aufbruch von Yogyakarta die Landstraße verstopfte.

»Man sollte auf Java eine TÜV-Pflicht einführen!« Kopfschüttelnd deutete Pelham auf einen gut vierzig Jahre alten Passagierbus, der im Schneckentempo vor ihnen hertuckerte und aus nicht viel mehr als vier Rädern und viel Rost zu bestehen schien. »Dann würden mit einem Schlag neunzig Prozent dieser Wracks von den Straßen verschwinden.« Er zwinkerte Henry zu. »Oder vielleicht hundert?«

Henry musste grinsen. Die Vorstellung, die schlecht gepflasterte Straße ganz für sich allein zu haben, war tatsächlich verlockend.

Dr. Michael Pelham war Archäologe und wie Donald Wilkins Dozent an der Universität von Toronto. Der drahtige Enddreißiger mit der John-Lennon-Sonnenbrille und dem dichten Oberlippenbart hatte Henry am Vormittag am Flughafen von Yogyakarta abgeholt. Obwohl Henry mit seinen sechzehn Jahren bereits alle fünf Erdteile bereist hatte und in fremden Ländern normalerweise gut zurechtkam, war er doch erleichtert gewesen, als über den Köpfen der hektisch brodelnden Menschenmenge am Hauptterminal plötzlich ein Pappschild mit seinem Namen aufgetaucht war. Der Mann, der darunter zum Vorschein kam, wirkte auf den ersten Blick wie ein wandelndes Klischee: beigefarbenes Safarihemd, knielange Cargohosen und hohe Schnürstiefel, dazu ein breiter Sonnenhut – das Abziehbild eines Forschers, der in südlichen Gefilden unterwegs ist. Wie sich jedoch rasch herausstellte, war Michael Pelham ein umgänglicher und humorvoller Typ. Henry fühlte sich in seiner Gegenwart sofort wohl.

Pelham hatte ihn zu einem offenen Land Rover geführt, der fraglos schon bessere Zeiten gesehen hatte, im Gegensatz zu den meisten Fahrzeugen Javas aber zumindest äußerlich noch fahrtüchtig wirkte. Nachdem der Archäologe Henrys Gepäck auf der hinteren Ladefläche verstaut hatte, verkündete er gut gelaunt, zum Borobudur sei es nicht allzu weit.

Wie Henry im Anschluss lernen musste, bedeutete »nicht allzu

weit« auf Java noch längst nicht, dass man auch rasch am Ziel war. Unmittelbar nach ihrem Aufbruch vom Flughafen gerieten sie in eine nicht abreißen wollende Kolonne von Pkws, Taxis, Bussen und Motorrollern. Zunächst nahm Henry an, es handle sich um den üblichen Stoßverkehr einer größeren Stadt. Doch schon bald dämmerte ihm, dass all die lärmenden, voll besetzten Fahrzeuge dasselbe Ziel hatten wie Dr. Pelham und er: die Kedu-Ebene, auf der sich die heilige Tempelanlage von Borobudur befand.

»Als Dad mich einlud, ihn und sein Team hier zu besuchen, war mir nicht klar, dass der Borobudur eine internationale Sehenswürdigkeit ist«, gab er zu. »Die Bilder, die man im Internet von der Anlage findet, wirken eher einsam, beinahe ausgestorben.«

»Volle Absicht«, entgegnete Pelham. »Die indonesische Fremdenverkehrsbehörde will schließlich nicht, dass die Besucherströme abreißen.« Er bremste abrupt und betätigte erneut die Hupe, als vor ihnen ein Lieferwagen mit mindestens zwei Dutzend bunt gekleideter Touristen auf der Ladefläche ohne erkennbaren Grund stoppte.

»Normalerweise liegen Dads Einsatzgebiete an Orten, wohin sich sonst in hundert Jahren niemand verirrt.« Unwillkürlich zogen Bilder der spartanischen Camps vor Henrys geistigem Auge auf, in denen er während verschiedener Expeditionen mit seinem Vater und dessen Forscherkollegen gehaust hatte: klatschnasse Zelte im tropischen Urwald Südamerikas; versandete Bretterverschläge im Tal der Könige in Ägypten; enge Thermozelte in den trostlosen Weiten der Antarktis ... Henry zuckte zusammen, als er erneut an ihre letzte gemeinsame Expedition dachte, von der sie erst fünf Monate zuvor mit Mühe und Not lebend zurückgekehrt waren. Er verdrängte die Erinnerung und richtete seinen Blick wieder auf den mächtigen Tempel, der vor ihnen größer und größer wurde.

»Ich fürchte, dein Vater hatte sich die Arbeit auf Java auch et-

was ruhiger vorgestellt.« Pelham wies anklagend auf die Blechlawine rings um den Land Rover. »Die Indonesier vermarkten ihr Weltkulturerbe wie ein kleines Disneyland.« Er umrundete einen rostzerfressenen Kleinbus, der mit qualmendem Motor am Straßenrand liegen geblieben war. »Denk nur an die Armada von Verkaufsständen bei Plonkeng.«

Henry verstand, was der Archäologe meinte. Unmittelbar hinter dem kleinen Ort war die Straße auf einer Strecke von über einem Kilometer von Verkaufstischen gesäumt gewesen, an denen Steinmetze Miniaturen des Borobudur feilboten, Nachbildungen der Mauerkunstwerke sowie handliche Ausgaben von so ziemlich jedem Heiligen aus der buddhistischen Glaubenslehre.

»Und das war noch gar nichts gegen das, was noch kommt.« Pelham hob einen Arm. »Schau!«

Vor ihnen war ein gewaltiger Parkplatz aufgetaucht. Hunderte, wenn nicht Tausende von Autos drängten sich dicht an dicht. Dahinter erstreckte sich ein grau gepflasterter Weg zum Heiligtum selbst, der sich zwischen grünen Wiesen und tropischen Baumgruppen hindurchschlängelte. Er war gesäumt von bunt geschmückten Verkaufsständen, zwischen denen sich Horden von Touristen drängten und Bilder des Borobudur, Buddha-Statuen und andere Erinnerungsstücke begutachteten.

»Oh Mann.« Henry fühlte sich hin- und hergerissen zwischen Faszination und Abscheu. »Das müssen ja Tausende von Menschen sein. Sind das alles Touristen?«

Pelham schüttelte den Kopf. »Es kommen auch viele Einheimische hierher. Anhänger des buddhistischen Glaubens legen weite Strecken zurück, um die berühmten Steinreliefs mit Darstellungen aus dem Leben Buddhas mit eigenen Augen zu betrachten.« Der Archäologe richtete sich in seinem Sitz auf und sah sich konzentriert nach allen Richtungen um. »Ich fürchte, es wird eine Weile dauern, bis ich einen Platz für den Wagen finde. Wenn du willst, steig ruhig schon aus und schau dir den Tempel an. Wir

treffen uns am Rand des Vorplatzes, am Ende der Verkaufsmeile. Dein Gepäck bringe ich mit. Alles klar?»

»Alles klar.« Henry wartete nicht, bis Pelham den Land Rover zum Stehen gebracht hatte. Er kletterte auf den Beifahrersitz und sprang über die geschlossene Tür nach draußen. Kaum stand er, wurde er bereits vom Sog der vorwärtsströmenden Menschenmassen erfasst. Da sie auf den Tempel zuhielt, ließ er sich mitreißen.

Unter den bunten Sonnenschirmen, die die Verkaufsstände mit ihren schreienden und feilschenden Inhabern überschatteten, herrschte ein Wirrwarr aus unterschiedlichen Sprachen. Henry glaubte, Englisch, Deutsch, Französisch und Chinesisch herauszuhören, dazwischen Basa Jawa, die Landessprache, sowie einige ähnlich klingende Dialekte, von denen er annahm, dass es sich um Sundanesisch oder Balinesisch handelte. In den meisten der englischen und französischen Gesprächsfetzen, die er auf schnappte, ging es um die Verkaufspreise irgendwelcher Souvenirs. Höflich, aber bestimmt schob er sich vorwärts.

Etliche Minuten später lichtete sich die Menschenmenge, und Henry trat auf einen freien Platz hinaus. Er hatte den Tempel erreicht.

Der Borobudur thronte auf einer weitläufigen, grasbewachsenen Ebene. Einzelne Urwaldriesen ragten am Rand empor und zeugten davon, dass dieser Teil der Insel einst vollständig von tropischem Dschungel bedeckt gewesen war. Während Henry auf den Steinkoloss zuschritt, versuchte er sich an das zu erinnern, was er auf dem Flug hierher in seinem Reiseführer gelesen hatte.

Der größte Unterschied zwischen dem Borobudur und anderen Stufenpyramiden oder religiösen Stätten war die Tatsache, dass er keinen Eingang besaß. Im Innern gab es keinen Hohlraum, den man hätte betreten können. Allem Anschein nach hatten seine Erbauer einen Hügel mit Felsquadern aus Vulkangestein verkleidet, das war alles. Der Grund für dieses Vorgehen

stellte Wissenschaftler ebenso vor ein Rätsel wie die exakte Funktion des Monuments.

Vor Henry kam ein Treppenaufgang in Sicht, zu beiden Seiten von steinernen Löwen flankiert. Aus einer Skizze im Reiseführer wusste er, dass es auf jeder Seite der quadratischen Pyramide eine solche Treppe gab. Über sie konnte man die Galerien mit den Reliefs erreichen, die sich rings um den Tempel in die Höhe wanden.

»... entspricht der Grundriss des Tempels der Form eines Mandalas«, ertönte unvermittelt eine durchdringende, von breitestem Texas-Akzent gefärbte Stimme ganz in der Nähe. »Seine Hügelform erinnert an den Weltenberg Meru, in der indischen Mythologie der Sitz der Götter.«

Henry sah sich um und entdeckte einen Mann mit Schirmmütze und Sonnenbrille, der sich neben einem der beiden Steinlöwen in Positur geworfen hatte. Er hielt eine kleine runde Tafel in die Höhe, auf der die Zahl Fünf abgebildet war. Um ihn herum drängten sich ungefähr zwei Dutzend Frauen und Männer, die fasziniert an seinen Lippen zu hängen schienen, schussbereite Fotoapparate in den Händen.

»Nachdem die Gläubigen in den Nebentempeln Candi Pawon und Candi Mendut gebetet und meditiert hatten«, fuhr der Fremdenführer stimmgewaltig fort, »betraten sie den Borobudur über den östlichen Treppenaufgang, um die heiligen Bildergalerien im Uhrzeigersinn abzuschreiten, dem Lauf der Sonne folgend. Wir wollen es ihnen nachmachen, meine Damen und Herren. Wenn Sie mir die Stufen hinauffolgen möchten?«

Henry betrachtete die Reisegruppe genauer. Sie stammte unzweifelhaft aus Amerika – nahezu alle Teilnehmer waren stark übergewichtig, die Frauen trugen riesige Sonnenbrillen und noch riesigere Sonnenhüte, die Männer knallbunte Hemden, Shorts und dicke Sportschuhe. Unwillkürlich musste er grinsen. Als Kanadier hatte er nichts gegen seine kontinentalen Nachbarn, doch bei aller Sympathie war nicht zu leugnen, dass sich

kaum eine Nation im Ausland so grausam kleidete wie Amerikaner. Sie rangierten auf der Skala der schlechtestgekleideten Touristen mindestens auf Platz zwei, direkt hinter den Deutschen.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Nach kurzem Zögern schloss sich Henry an. Dr. Pelham würde eine ganze Weile brauchen, um das Auto abzustellen, und wenn er sich unauffällig in der Nähe der Touristen hielt, konnte er vielleicht die eine oder andere interessante Anekdote aufschnappen, die der texanische Fremdenführer zum Besten gab. Da der Tempel keinerlei Innenräume hatte, war es außerdem recht wahrscheinlich, dass er irgendwo auf den Terrassen auf das Forscherteam seines Vaters stoßen würde. Wie er aus dessen Mails wusste, waren hier kurz zuvor bislang unbekannte Inschriften entdeckt worden, zu deren Untersuchung Donald Wilkins vor knapp einer Woche mit einer hastig zusammengetrommelten Gruppe wissenschaftlicher Mitarbeiter aufgebrochen war.

»Der Aufbau des Tempels lässt sich in drei Teile gliedern«, tönte der Texaner ein Dutzend Stufen über ihm. »Die unterste Terrasse, der sogenannte Sockel, wird von Buddhisten *Kamadathu* genannt, »Sphäre der Weltlichkeit«. Archäologen nennen ihn auch den verborgenen Fuß, da er von den Erschaffern des Tempels aus statischen Gründen noch vor Beendigung der Bauarbeiten eingemauert und mit Erde aufgeschüttet wurde, zusammen mit rund 160 religiösen Reliefs, die ihn schmücken. Diese Bilder wurden erst im Zuge von Renovierungsarbeiten in den 1970er-Jahren teilweise wieder freigelegt.«

»Was bedeutet »aus statischen Gründen?«, wollte eine dicke Amerikanerin mit einer absurd großen Sonnenbrille und grellrot geschminkten Lippen wissen.

»Die Mauern hätten das immense Gewicht der höheren Terrassen nicht ausgehalten. Sie wären seitlich weggedrückt worden«, erklärte der Fremdenführer.

Die Frau kicherte. »Wie bei einer Schichttorte! Wenn man zu viele Lagen drauf tut, werden die unteren zermatscht.«

Henry unterdrückte ein erneutes Grinsen und trat hinter der Gruppe auf die erste von insgesamt sechs quadratischen Galerien hinaus. Nach außen wurde sie von einer Mauer begrenzt, deren Rand glockenförmige Zinnen und sitzende Buddhastatuen zierten. Sie war, genau wie die Innenmauer, über und über mit steinernen Reliefs bedeckt.

»Wir befinden uns jetzt in *Rupadathu*, der ›Sphäre der Formen«, fuhr der Texaner fort, während er langsam die Galerie entlangschritt. »Die Bilderkorridore dieses Abschnitts ziehen sich auf einer Länge von über zweieinhalb Kilometern bis zum oberen Teil des Tempels. Zählt man beide Seiten der Wandelgänge zusammen, kommt man auf über fünf Kilometer steinerner Basreliefs. Insgesamt gibt es 1460 erzählende und 1212 ornamentale Paneele. Alle berichten vom Leben Buddhas: von seiner Geburt, seinem mühevollen Weg zur Wahrheit bis zu seiner Erleuchtung, seinem Ableben und dem Erreichen des Nirvana, des Zustands höchster Glückseligkeit ...«

»Von wegen Glückseligkeit«, schnaubte ein Mann, der mindestens zweihundert Kilo wiegen musste, und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der knallroten Stirn. »Bei dieser Hitze zweieinhalb Kilometer immer im Kreis laufen ... Ich hoffe, auf der Spitze dieses Steinhaufens wird nachher ein Imbiss angeboten!«

Henry folgte der Gruppe in unauffälligem Abstand, wobei er interessiert die Abbildungen auf beiden Seiten der Galerie betrachtete. Es gab Szenen mit Soldaten, Königen, Kindern, Elefanten und vielem mehr. Manche spielten im Innern von Tempeln, andere unter freiem Himmel. Die Mehrzahl der Reliefs war erstaunlich gut erhalten, aber Henry erinnerte sich, dass sein Vater in einer Mail etwas von aufwendigen Restaurierungsarbeiten in der Vergangenheit erwähnt hatte.

Im Hintergrund ratterte der Texaner mit sonorer Stimme Episoden aus dem Leben Buddhas herunter. Henry hörte nicht mehr zu. Er war nicht gekommen, um etwas über Religion zu

lernen, außerdem sahen die Reliefs nach einer Weile alle gleich aus. Die einzige Abwechslung bildeten die Fratzen von Wasserspeiern, die in regelmäßigen Abständen aus den Wänden höher gelegener Galerien hervorragten. Sie waren den Köpfen von Seeungeheuern nachempfunden und mussten einst dazu gedient haben, gesammeltes Regenwasser nach unten abzuleiten.

Zwanzig Minuten später hatte es die amerikanische Reisegruppe gerade einmal geschafft, sich zur Hälfte um die erste Tempelterrasse vorzuarbeiten. Bei diesem Tempo würde die Dämmerung hereinbrechen, bevor sie *Arupadathu* erreichten, die »Sphäre des reinen Geistes«, wie der Fremdenführer sie nannte.

Henry überlegte gerade, ob er sich wieder auf den Weg nach unten machen sollte – Pelham wartete am Fuß der Pyramide gewiss schon auf ihn –, als der Texaner von einer riesenhaften Buddha-Statue zu erzählen begann, die auf der Spitze der Pyramide thronen sollte. Auch in den Mails von Henrys Vater war von einem großen Steinbuddha die Rede gewesen. Demnach befanden er und seine Kollegen sich auf der Spitze des Tempels.

Als die Reisegruppe den Treppenaufgang auf der Westseite erreichte, nutzte Henry die Gelegenheit, bog ab und eilte mit langen Sätzen die schiefen, von dunklen Flechten überwucherten Stufen hinauf.

Wenige Minuten später lagen fünf Terrassen unter ihm. Als er das obere Ende der Treppe erreichte, war er nur leicht außer Atem, dafür rann ihm der Schweiß in Strömen über Gesicht und Rücken. In Yogyakarta war es achtundzwanzig Grad warm gewesen, keine unübliche Temperatur für diese Jahreszeit, und auf der Fahrt hatte Henry den Eindruck gehabt, dass es noch heißer geworden war. Zum Glück hatte er seinen Koffer daheim hauptsächlich mit T-Shirts und Shorts vollgestopft.

Das oberste Stockwerk des Tempels bot ein beeindruckendes Bild. Auf einer quadratischen Fläche erhoben sich drei mächtige Rundterrassen, eine über die andere gestapelt. Mannsgröße Steinglocken thronen in regelmäßigen Abständen auf allen

Ebenen. Durch rautenförmige Öffnungen im Stein waren betende Buddha-Statuen im Innern zu erkennen. Henry musste an die Amerikanerin denken, die den Borobudur mit einer Schichttorte verglichen hatte. Er schmunzelte – die Rundterrassen erinnerten tatsächlich an einen gigantischen Kuchen, den man statt mit Kerzen mit steinernen Glocken verziert hatte.

Durch das Gedränge der allgegenwärtigen Touristen arbeitete sich Henry bis zur höchsten der drei Terrassen empor. Hier ragte eine einzelne, bedeutend größere Steinglocke auf. Sie wies keinerlei Öffnungen auf, ob sich im Innern ebenfalls ein Buddha befand, ließ sich nicht sagen.

Diese Ebene bot eine gute Aussicht über den ganzen Tempel. Suchend ließ Henry den Blick über die runden Terrassen schweifen, hielt Ausschau nach Absperrungen, Zelten oder sonstigen Anzeichen dafür, dass irgendwo zwischen Steinglocken und Touristen ein Team von Wissenschaftlern an der Entzifferung alter Inschriften arbeitete. Doch nichts dergleichen war zu sehen.

Nachdem er die zentrale Glocke einmal umkreist und sämtliche Rundterrassen inspiziert hatte, suchte er die tiefer gelegenen Galerien mit den Reliefs ab. Er entdeckte etliche kleinere Ausgaben der steinernen Glocken, die die Mauerzinnen zierten, weitere monströse Wasserspeier, und weit unten, noch mindestens drei Etagen von der »Sphäre des reinen Geistes« entfernt, die Reisegruppe mit den fetten Amerikanern. Davon abgesehen gab es nirgendwo Anzeichen für wie auch immer geartete wissenschaftliche Aktivität.

»Hier steckst du also! Ich hatte mir schon gedacht, dass du nicht tatenlos unten warten würdest.«

Überrascht drehte sich Henry um. Hinter ihm stand Dr. Pelham, das Gesicht leicht gerötet, den Tropenhut in den Nacken geschoben.

»Wie ich sehe, bewunderst du die heiligen Stupas.«

»Die was?«

Pelham deutete auf eine Steinglocke unmittelbar neben Henry.

»Die Stupas. So nennen Buddhisten diese glockenförmigen Gebilde. Eintausendfünfhundert davon sind über den ganzen Tempel verteilt, zweiundsiebzig hier oben auf den Rundterrassen. Dazu die Hauptstupa im Zentrum, die den größten, jedoch unvollendeten Buddha beinhaltet.«

»Aha.« Henry musterte die Stupas erneut, dann wandte er sich an den Archäologen. »Tut mir leid, dass ich weggelaufen bin, Dr. Pelham. Ich dachte, ich würde hier auf Dad und seine Kollegen stoßen.« Er sah Pelham fragend an. »Aber nun sieht es so aus, als wären sie gar nicht hier.«

»Das sind sie schon ... in gewisser Weise.« Mit einem geheimnisvollen Lächeln bedeutete der Archäologe Henry, ihm zurück zur Treppe zu folgen.